

Norbert Kössinger

# Die Brille in der Handschrift.

## Altsächsische Literatur am Beginn deutschsprachiger Textüberlieferung

Ich beginne mit einer Geschichte, die den sächsischen Norden und bayerischen Süden, aus dem ich stamme, auf eine, wie ich finde, sehr schöne Weise miteinander verbindet:<sup>1</sup> In der Mitte des 9. Jahrhunderts fertigten (mindestens) zwei Schreiber im ost-westfälischen, also sächsischen Reichskloster Corvey eine Handschrift in altsächsischer Sprache, dem frühmittelalterlichen Vorläufer des Niederdeutschen, an. Dabei handelt es sich um die Abschrift einer wenige Jahrzehnte zuvor, – um 830/840 – entstandenen poetischen Bearbeitung des Neuen Testaments, circa 6000 Verse, die wiederum auf einer lateinischen Zusammenschau der vier Evangelien beruht. Die Faszinationskraft dieser altsächsischen Bibeldichtung besteht nicht zuletzt im Aufeinandertreffen von germanischer Dichtungstradition, zum Beispiel in der Verwendung des Stabreims und typischer Formelsprache aus der Heldendichtung auf der einen, mit der Vermittlung christlicher Heilsgeschichte auf der anderen Seite. Die Corveyer Handschrift unserer beiden Schreiber gelangte vielleicht aus dem Besitz der Ottonen schon früh nach Bayern, und zwar in die Bamberger Dombibliothek, von wo aus sie im Zuge der Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts in München in der damaligen Hofbibliothek, der heutigen Bayerischen Staatsbibliothek ihre neue und bislang letzte Heimat fand. In München interessierte sich der damalige Kustos der Hof- und Staatsbibliothek sowie Professor für altdutsche Sprache und Literatur an der dortigen Ludwig-Maximilians-Universität – Johann Andreas Schmeller (1785–1852) – für die Handschrift mit dem alten volkssprachigen Text. Er erarbeitete auf der Grundlage der Corveyer, jetzt Münchner Handschrift die erste moderne Ausgabe des Textes, der er den passenden Titel ‚Heliand‘ (altsächsisch für ‚Heiland‘, ‚Retter‘ oder ‚Erlöser‘) gab.<sup>2</sup>

---

1 Den nachfolgenden Text habe ich in geringfügig überarbeiteter Form am 4. Dezember 2019 als Antrittsvorlesung an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg gehalten. Die Vortragsform ist weitestgehend beibehalten, nur wenige in meinen Augen zu persönliche Referenzen habe ich herausgenommen. Der Text, der nur mit einem Minimum an Nachweisen versehen ist, eignet sich insofern gut als Einführung zu den Beiträgen des vorliegenden Bandes, als er einige Aspekte aufgreift, die in einigen Beiträgen des Tagungsbandes viel ausführlicher und in vertiefter Weise behandelt werden. Mein großer Dank richtet sich an dieser Stelle an alle, die im Lustrum von 2018–2023 im Magdeburger Team mitgearbeitet und mitgeholfen haben!

2 Zu Schmeller vgl. Meves 2003. Zur Geschichte der ‚Heliand‘-Handschrift M siehe Taeger 1985 und Taeger 2007.

Schmellers Manuskript seiner Ausgabe entstand in den Monaten Juli, August und September 1829. 1830 erschien die Edition, zehn Jahre später – 1840 – als zweite Lieferung ein Wörterbuch für Textleser mit einem Abriss zur Grammatik des Altsächsischen.<sup>3</sup> Irgendwann hat nun Schmeller, von dem wir im Übrigen aus verschiedenen Zeugnissen sicher wissen, dass er Brillenträger war – vielleicht im Zuge der am Ende doch ziemlich langwierigen Arbeiten an Edition und Wörterbuch ermüdet – seine Brille wohl als Lesezeichen in die Handschrift gesteckt, sie dort offensichtlich vergessen und nicht mehr wiedergefunden. Denn sonst hätte sie kaum solche Spuren hinterlassen, wie man sie auf Abb. 1 sehen kann. Die Rostspuren und die Brillenform sind auch heute noch mehr als deutlich zu erkennen. Der Brillenabklatsch findet sich auf der Vorderseite von Blatt 32 an der Stelle, an der sich in der Handschrift inhaltlich der Übergang von der Hochzeit zu Kanaa aus dem Johannesevangelium zur Heilung des Kindes des Hauptmanns von Kafarnaum aus Matthäus findet, also nach mehr als einem Drittel des Textes, eventuell erreicht am Ende eines langen Arbeitstages in der Bibliothek, so können wir mit etwas Phantasie vermuten.

Die Brille steht aber nicht nur symbolhaft für den gelehrten, vielleicht etwas zerstreuten Professor Doktor phil., von dem man nicht immer so ganz genau weiß, was er will, um den österreichischen Liedermacher Georg Kreisler zu zitieren. Die Brille ist immer auch mehr: Sie steht gewissermaßen als Vermittlungsinstanz zwischen Augen und Text, sie ist das Medium, durch das Textleserinnen und Textleser in der Vergangenheit auf Texte blickten und mit deren Hilfe sie Texte lasen, wie wir das auch in der Gegenwart noch tun. Sie ist das Medium, durch das wir Texte philologisch untersuchen, sprachlich und literaturwissenschaftlich analysieren und interpretieren, uns um ein besseres Verständnis bemühen – ein hermeneutischer Prozess, der nie zu einem Ende kommt und auch nie kommen kann. Und genau dies möchte ich im Folgenden am Beispiel der altsächsischen Literatur einmal in einer Art Testlauf durchspielen: Was sehen wir, wenn wir auf die Anfänge der altsächsischen Literatur – damit ist die Gesamtheit der schriftlichen Überlieferung in altniederdeutscher Sprache von ca. 800 bis zum Ende des 12. Jahrhunderts gemeint – was sehen wir, wenn wir auf diese frühen Texte durch ganz verschiedene Brillen blicken und sie aus je verschiedenen Perspektiven ansehen? Und nicht zuletzt: Welche Brillen könnten es überhaupt sein, durch die wir diesen Ausschnitt aus der frühesten deutschsprachigen Literatur, den wir kennen, untersuchen können?

---

3 Schmeller 1830 und Schmeller 1840.



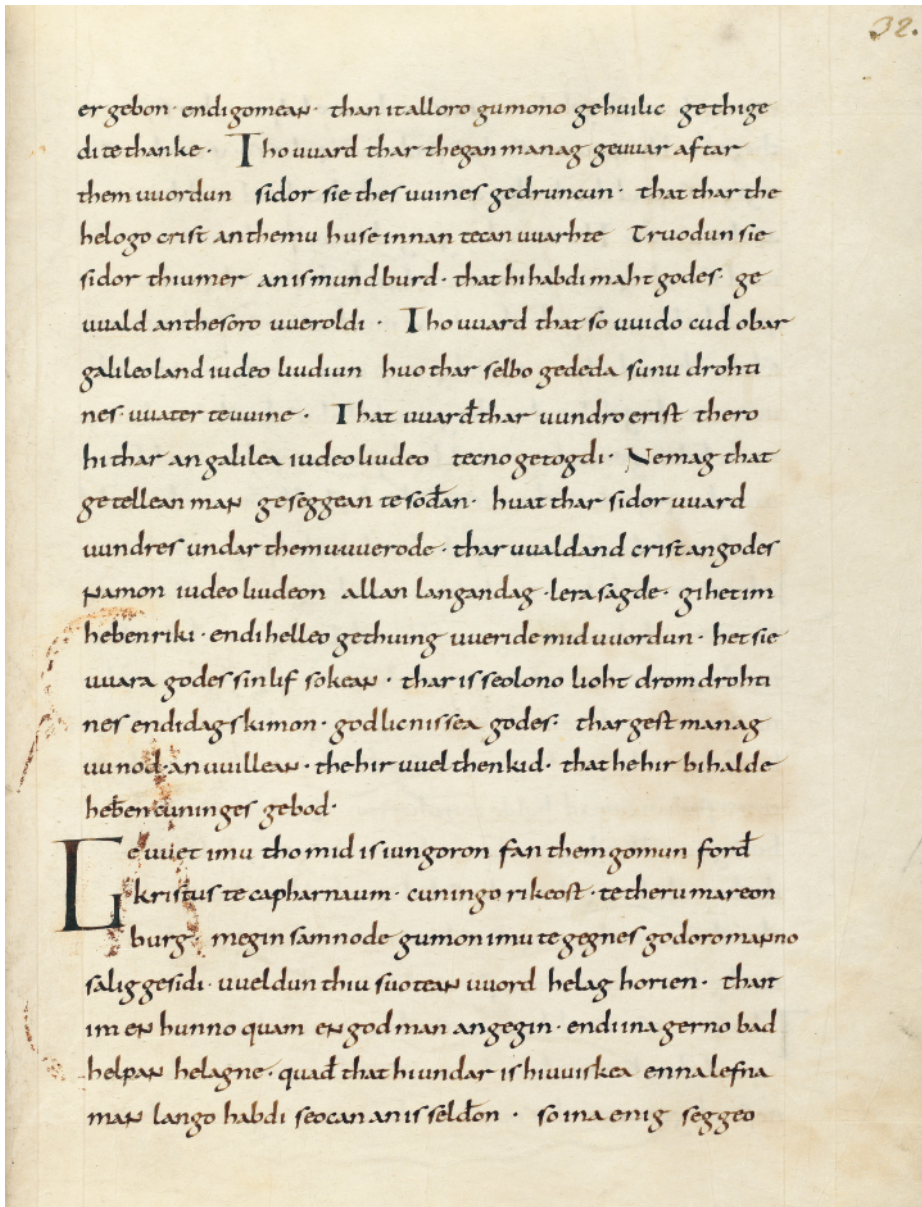


Abb. 1: München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 25, Bl. 32r, Mitte 9. Jh.

Historisch stehen vor den Augengläsern, wie wir sie vom Typ her heute als omnipräsentes Alltagsobjekt kennen (wo sie nicht schon von Kontaktlinsen oder gelaserten Augen ersetzt wurden), sicher die wohl aus dem Arabischen stammenden Lesesteine, die mit der abgeflachten Seite direkt auf den zu vergrößernden Text gelegt werden, sogenannte *lapides ad legendum*. Deren optische Wirkung hatte man bereits früh erkannt und etwa an Reliquiaren und Monstranzen erprobt, um den Inhalt deutlich sichtbar zu machen – also Reliquien von Heiligen oder die Hostie, den Heiligen Leib Christi, wie sie zum Beispiel im Rahmen von Prozessionen vorgezeigt wurden. Immer wieder erwähnt wird in diesem Zusammenhang als Beispiel der ‚Talisman Karls des Großen‘ (Abb. 2), ein Reliquienamulett, von dem aber nicht ganz sicher ist, ob es sich tatsächlich im Besitz Karls des Großen befunden hat. Ursprünglich war das Amulett mit zwei großen durchscheinenden Saphiren versehen, hinter denen einmal Haare der heiligen Gottesmutter Maria angebracht waren, dann wurden sie kaum weniger heilig – wie man erahnen kann – durch Partikel vom Kreuz Christi ersetzt.



**Abb. 2:** ‚Talisman Karls des Großen‘, Vorderseite, Reims, Musée du Palais du Tau, Inv.-Nr. G 7, 9. Jh., Höhe: 7,3 cm.

Die ersten Erwähnungen des Berylls in deutschsprachigen Texten des Mittelalters finden sich ganz in diesem Sinne in religiösen Texten, so zum Beispiel in der ‚Goldenen Schmiede‘ Konrads von Würzburg aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, einem Text, der zur Gattung der besonders kunstvollen Marienverehrung gehört und in dem der Beryll – der *cristalline stein*, wie er bei Konrad heißt – heilsvergrößernde Wirkung in Bezug auf Maria zeitigt:<sup>4</sup>

<sup>4</sup> Text nach Grimm 1840, S. 54. Die nhd. Übersetzung stammt von mir.

er (sc. der stein) hât an im die grôzen  
 und die gewaltclichen art,  
 daz nie kein schrift sô kleine wart,  
 ir schîn enwürde breiter,  
 ob dirre stein vil heiter  
 si daht und übergriffe:  
 swer in ot dünne sliffe  
 und ûf die schrift in wolde haben,  
 ern saehe ir kleinen buochstaben  
 durch in breiter schînen.  
 dâ von genôz ich dînen  
 durchliuhtclichen glast dar zuo.

(„Der Lesestein hat die herausragende Eigenschaft, dass keine noch so zierliche Schrift nicht größer erscheinen würden, wenn dieser klare Stein auf ihr liegt. Jeder, der ihn auch nur ganz dünn schleift und ihn auf die Schrift legen will, wird die kleinen Buchstaben durch ihn größer sehen. Von daher vergleiche ich deinen (d. h. Mariens) strahlenden Glanz damit.“)

Den Schritt vom Lesestein, der direkt auf der Schrift aufliegt, hin zur Lupe, die man zwischen Auge und Objekt hält, können wir sehr schön am Beispiel der Nachschrift eines Tiroler Schreibers und Pfarrers namens Albrecht Kolbe nachvollziehen, der 1387 eine umfangreiche und häufig überlieferte Predigtsammlung, die ‚St. Georgener Predigten‘, kopiert. Er schreibt in dem rubrizierten Kolophon Folgendes:

Es sont wissen alle die dis  
 sehent oder lesent. daz ich phaff  
 Albreht genant der kolbe kirch-  
 herre ze Sygavis han diz buoch  
 geschriben mit grossen vnstat-  
 ten vnd durch ain spiegel. do  
 ich sechs vnd sechszig jar alt  
 wz. [...]  
 daz si Got fvr mich armen svn-  
 digen priester bittent daz er sich vber  
 mich erbarme. won ich fvrht  
 daz ich iemer me buoch geschriben.  
 Hie mit hat diz buoch ain en-  
 de. In Gottes namen AmeN.

Ich paraphrasiere frei: „Alle, die diese Handschrift sehen oder lesen, sollen wissen, dass ich dieses Buch mit großer Mühe und durch ein Spiegelglas im Alter von 66 Jahren [am Abend des hl. Jakobus im Jahr 1387 für die Ehefrau des Bürgermeisters von Feldkirch geschrieben habe.] Alle Leute mögen für mich armen sündigen Priester bei Gott Fürbitte einlegen, weil ich fürchte, nie mehr in meinem Leben ein Buch zu schreiben.“



selbe min selbe gleich wolte  
 wolte lösen. **D**u vierde  
 sache ist. dz ich in geschöpf  
 vñ allv ding. vñ erhöhte  
 in vñ alle creature vñ wv  
 nvr höhers den d mēsche  
 wv ich allaine. vñ da vñ  
 wolte ich nur. dz in vñ lorze  
 dz nvdre wāre den er. vñ  
 dar vñb lorze ich in selbe.  
**D**u fünfte sach ist. dz ich  
 dz mēschen mine so sere  
 legte. dz ich nvr wolte dz  
 er deham ding für mich nū  
 net. wv ich wiste dz wol. sw  
 in er löst heet. dz och dē für  
 mich gemūnet heet. vñ da  
 vñ lorze ich in selbe vñ han  
 dvzch sine mīne alle mīne  
 vñtroffe. mir mim mīnen  
 den tode. dvzch dz mich nie  
 m mēsche volle gemūnen  
 noch volle lōtē. vñne. dar  
 vñb han ich sin mīne so  
 tore kōffet. dz wir in also  
 gemūnent. ak. er vñs ge  
 mūnet hat. dz helfe vñz  
 d vāt. vñ der son. vñd der  
 hailig gaist. **A** **G** **E** **S** **T**

**F**inito lib<sup>o</sup> sit laus et gl<sup>a</sup> xpo.

Es sânt wîllen alle die die dis  
seher od' lesent: dî ich phafft  
Albrecht genât d' kolbe buch  
hie ze dîgnâvis han dîz bûch  
geschriben mit grôssen vnstat  
ten vñ durch ain spiegel. do  
ich sechs vñ sechs zig jar alt  
wî. vñ han ez vollebriht an  
sant Jacobs altêr. Anno dñi.  
m. ccc. lxxxvij. d' erlâmen  
vrowe johânen stolms des  
stratt ammas ze vel burchen.  
eliche vrowe. dî ez gotte ze  
lob vñ sin liebt mût marien  
vñ allem hymelriche her ze ere.  
vñ ir sel vñ alle glogen seelen  
ze trost vñ ze hûlf gescribet  
hat vñ mir obigenant priest.  
Da vñ biete ich alle die die in  
gottes namê irn me lesent: dîz bûch.  
dî si got fôr much arnê sôn  
digê priest bittet: dî er sich vñ  
much erbarne. won ich forht  
dî ich irn me bûch geschriben.  
hie mit hat dîz bûch ain en  
de. In gottes namê. Amen.

xxij.

Amo 1576  
12 Octobris  
Step. W.

**Abb. 3:** Freiburg, Universitätsbibliothek, Hs. 464, Bl. 208rb, Datierung: 1387.

Ich verkneife mir an dieser Stelle jegliche Referenz auf bekannte Schlager, die mit dem Lebensalter unseres Albrechts spielen, aber die technischen Neuerungen Lese-stein und Lupe stellten zweifelsohne eine wichtige Etappe dar, die sicher Einfluss auf die Erweiterung der ‚Lebenslesezeit‘ sowie grundsätzlich auf die Erhöhung der Schriftproduktion im Spätmittelalter ausübte, wie man in der Forschung gesagt hat, was mir mit dem rechten Augenmaß durchaus plausibel erscheint.

Indes: Als Konrad von Würzburg in seinen Marienpreis den Lesestein als religiös-typologischen Vergleichspunkt für Maria einbaute und als Albrecht Kolbe mit der Lupe die Predigten abschrieb, war man südlich der Alpen längst einen großen Schritt weiter. Denn dort war die Brille, die man vor beiden Augen trägt bzw. vor beide Augen hält, längst erfunden. Die italienische Historikerin Chiara Frugoni fasst die epochale Bedeutung der Erfindung wie folgt zusammen:

[...] während das konkave oder konvexe Vergrößerungsglas dem Weitsichtigen die Betrachtung eines Objekts eben aufgrund dessen Vergrößerung ermöglicht, gleichen die bikonvexen Augen-gläser die unzureichende Wölbung der Linse eines weitsichtigen Menschen aus und zeigen alle Gegenstände in ihrer wirklichen Dimension. Die Brille stellt sich sozusagen auf das Auge ein, das Vergrößerungsglas auf das Objekt der Betrachtung.<sup>5</sup>

Ich bin froh, dass wir hier und heute nicht die Frage entscheiden müssen, wer die Brille erfunden hat, die Florentiner oder doch die Pisaner, die sich beide im Grunde bis heute heftig um den Primat in dieser Frage streiten. Für mich steht die Entscheidung sowieso fest: Die Brille wurde natürlich von den Venezianern erfunden und bereits in der Zeit um 1300 geschickt und mit überzeugenden Marketingstrategien aus dem qualitätvollen Glas der Insel Murano hergestellt und vertrieben. Belegen kann dies etwa unter anderem die geographische Nähe der ersten ikonographischen Darstellung einer Brille, die wir überhaupt kennen, die aus dem Kapitelsaal des Dominikanerklosters San Nicolò in Treviso aus dem Jahr 1352 von einem Künstler namens Tommaso da Modena stammt (Abb. 4).

Das Bild, das wir vielleicht am ehesten von einer mittelalterlichen Brille im Gedächtnis haben, könnte das aus der Verfilmung von Umberto Ecos Mittelalterroman ‚Der Name der Rose‘ aus dem Jahr 1986 sein (Abb. 5), in der Sean Connery alias William von Baskerville beim Besuch im Skriptorium der Abtei die Brille zum Lesen aufsetzt, diese ihm dann entwendet wird und schließlich bei einem der auf mysteriöse Weise Ermordeten wiederauftaucht.

Wir können hier und bei Tommaso sehr schön sehen, dass es sich bei diesen ersten Brillen um sogenannte Nietbrillen handelt, weil die Teile der Brille mit Nieten zusammengefügt sind. Unter den Holzplanken des Chorgestühls im niedersächsischen Zisterzienserinnenkloster Wienhausen hat man 1953 mehrere solcher Brillen gefunden, die aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammen, darunter auch solche, die bereits

---

<sup>5</sup> Frugoni 2003, S. 20.



**Abb. 4:** Ausschnitt aus: Tommaso da Modena, Kardinal Hugo von St. Cher mit Augengläsern, Fresko, Treviso, Kloster San Nicolò, Kapitelsaal, 1352.



**Abb. 5:** Sean Connery alias William von Baskerville in: Der Name der Rose, Verfilmung von Jean-Jacques Annaud/Bernd Eichinger, 1986.



zum Typ der Bügelbrillen gehören.<sup>6</sup> Wie es sich in der Frühen Neuzeit, vielleicht auch in bebilderten Flugblättern, mit der Brille als Text- und Bildmotiv verhält, könnte mein Vorgänger an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Michael Schilling, sicher besser beantworten als ich.



**Abb. 6:** Kloster Wienhausen, Bügelbrille, geschichtetes Leder, 16. Jh. (links) – Kloster Wienhausen, Nietbrille, Lindenholz, 15. Jh. (rechts).

Die Geschichte der Brille in der Moderne ist aus kulturgeschichtlicher und kulturwissenschaftlicher Perspektive bereits gut aufgearbeitet, bis hin zu ihrer Bedeutung in moderner Kunst, Literatur und Film. Die von Schmeller in der Handschrift zurückgelassene Brille hat mich jedoch auf eine andere Idee gebracht, die für die Geschichte der Brille eine zumindest – wie ich denke – nicht uninteressante Facette darstellt, nämlich die Frage nach anderen weiteren und vielleicht sogar noch viel älteren Brillenabklatschen in mittelalterlichen Handschriften. Also in Frageform: Gibt es weitere mittelalterliche Handschriften oder frühe Drucke, in denen wir ähnliche oder andere Abklatsche, Abdrucke, Spuren von mittelalterlichen oder neuzeitlichen Brillen finden können? Soweit ich sehe, ist noch niemand auf den Gedanken gekommen, dieser Frage systematisch nachzugehen und ich habe, ehrlich gesagt, nicht damit gerechnet, überhaupt fündig zu werden, weil das gewiss kein Sachverhalt ist, von dem man sich in Bibliothekskatalogen unbedingt eine Auskunft erwarten würde. Jedoch hat eine Recherche, bei der mich meine Mitarbeiterinnen, Nina Nowakowski und Pia Schüler, unterstützt haben, noch mindestens zehn weitere Handschriften mit Spuren von mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Brillen zutage gefördert. Der Münchener ‚Heliand‘-Codex ist also nicht der einzige Fall. Natürlich sind diese Brillen mehr oder weniger kuriose Zufallsfunde, aber sie stehen in meinen Augen für die historischen Leser von Handschriften, mit denen uns das Interesse für dieselben Gegenstände – mittelalterliche Texte und Handschriften – verbindet. Diese singulären Fundstücke sollen es sein – oder zumindest eine Auswahl aus diesen gefundenen Brillenabklatschen –, durch die wir im Folgenden auf die altsächsische Literatur blicken wollen. Ich versuche für jeden dieser insgesamt fünf Einzelfälle immer eine kleine Verbindung zur altsächsischen Literatur herzustellen

<sup>6</sup> Vgl. dazu Eis 1962.

und setze auf Phantasie und eine Portion guten Willens, diese manchmal vielleicht etwas wackeligen assoziativen Brücken mit mir gemeinsam zu überschreiten:

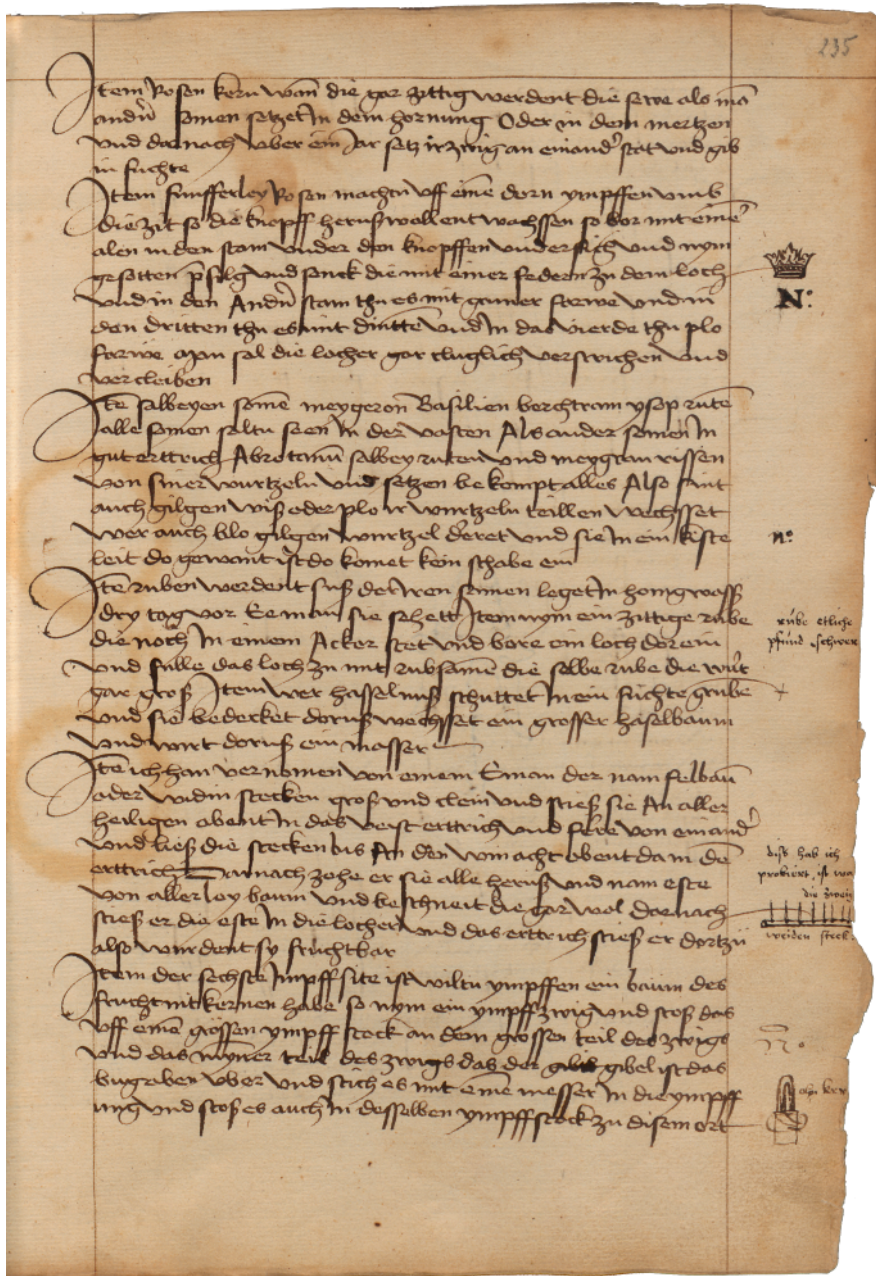


Abb. 7: Berlin, Staatsbibliothek, Preußischer Kulturbesitz, mgf 59, Bl. 235r, 15. Jh.



Ein erster Brillenabdruck, den wir gefunden haben, findet sich in einer Handschrift aus dem 15. Jahrhundert, die heute in der Staatsbibliothek Berlin, Preußischer Kulturbesitz aufbewahrt wird (Abb. 7). Es handelt sich hier wie in allen weiteren im Folgenden gezeigten Fällen um Bügelbrillen, die von ihren jeweiligen Typen her zeitlich und vielleicht auch lokal erst noch genauer bestimmt werden müssten. Alle werden spätestens aus dem 17. Jahrhundert stammen, weil sich ab dieser Zeit dann zunehmend Brillen aus dünneren Drahtgestellen durchsetzten. In unserem konkreten Fall gibt es bereits in einer modernen Beschreibung der Handschrift immerhin den Hinweis darauf, dass es sich um ein spätmittelalterliches Gestell handelt.<sup>7</sup> Da die Handschrift aus mehreren Teilen zusammengebunden und sehr unterschiedliche Texte nebeneinander überliefert, die von Erzähltexten wie dem ‚Trojabuch‘ oder den ‚Sieben weisen Meistern‘ bis hin zu Rechenaufgaben, medizinische Empfehlungen und einem Rezept zur Zubereitung von Bratäpfeln reicht, soll diese Brille einem ersten panoramaartigen Überblick auf die altsächsische Literatur dienen, der einige historische, geographische und sprachgeschichtliche Orientierung bieten soll: Unter den Begriff ‚Altsächsisch‘ fasst man gewöhnlich die Gesamtheit der altniederdeutschen Sprach- und Textüberlieferung von der Zeit um 800 bis zum Ende des 12. Jahrhunderts circa, mit einem fließenden Übergang zum Mittelniederdeutschen. Der Sprachraum wird dabei meist mit den mutmaßlichen Grenzen des sächsischen Stammesgebietes gleichgesetzt. Schwierig ist die Abgrenzung des Altsächsischen gegenüber dem Altfriesischen im Norden, dem Altniederfränkischen und dem Altniederländischen im Westen, bisweilen auch gegenüber dem Althochdeutschen im Süden.<sup>8</sup> Der terminologisch klarere und unverfänglichere Begriff ‚Altniederdeutsch‘ konnte sich übrigens bis heute nicht klar gegen den Begriff ‚Altsächsisch‘ durchsetzen.

Sächsische Schriftlichkeit ist überhaupt erst denkbar im Anschluss an die Christianisierung der Sachsen, ihre Integration ins fränkische Reich sowie die Einsetzung und Etablierung einer stabilen Bistums- und Klosterkultur, ein Prozess, der sich mindestens von der zweiten Hälfte des 8. bis ins 10. Jahrhundert erstreckt. An den Klöstern und Bischofssitzen dieses Raums und an solchen, die mit den sächsischen Orten beispielsweise durch die Mission in enger Verbindung standen, ist praktisch die gesamte altsächsische Überlieferung entstanden. Noch schärfer als bei der im Vergleich viel häufiger überlieferten althochdeutschen Literatur scheint im Bereich des Altsächsischen der Kontrast zwischen Latein und Volkssprache, der nur einen sehr kleinen Bruchteil im Verhältnis zur lateinischen Literatur und auch im Verhältnis zur erhaltenen althochdeutschen Literatur darstellt. Rein quantitativ gesprochen, reden wir hier über nicht mehr aber auch nicht weniger als circa 20 altsächsische Texte insgesamt, zu denen als gesonderter Bereich etwa 100 Handschriften kommen, die sogenannte altsächsische Glossen enthalten, das sind Einzelwörter oder kleine Syntagmen, die an

<sup>7</sup> Vgl. <https://handschriftencensus.de/4378>, besucht am 09.09.2024.

<sup>8</sup> Vgl. dazu Klein 2000.

den Seitenrand oder zwischen die Zeilen von ansonsten rein lateinischsprachigen Handschriften geschrieben wurden. Wichtig ist auch die Namenüberlieferung, die ich hier allerdings wie auch die Glossenüberlieferung ganz übergehe.<sup>9</sup>

Zur Periodisierung: Natürlich hat es die altsächsische Sprache auch vor dem 9. Jahrhundert bereits gegeben. Diese Sphäre der Sprachgeschichte verbleibt aber in der Mündlichkeit und ist uns nicht mehr oder eben nurmehr in späterer, schriftlich vermittelter Form zugänglich. Was bleibt, ist das schriftliche Erhaltene des Altsächsischen vor allem aus dem 9., 10. und 11. Jahrhundert, das heute in ganz verschiedenen Bibliotheken und Archiven aufbewahrt wird, keinesfalls nur im Norden und Osten Deutschlands, sondern in deutschen und europäischen Bibliotheken, von Rom bis London und von Vercelli bis Warschau, wobei jede Handschrift ihre eigene Geschichte zu erzählen hätte, bis zu dem Ort, an dem sie gegenwärtig aufbewahrt wird, wie die schon vorgestellte Corveyer *Heliand*-Handschrift.

Hübsch ist, um Ihnen ein zweites Beispiel zu geben, etwa auch die Geschichte des Prager Fragmentes aus einer weiteren ‚Heliand‘-Handschrift, das im Jahr 1952 anlässlich der Neueinrichtung des Museums für Deutsche Geschichte von Prag nach Ostberlin als ‚Mitbringsel‘ des Präsidenten der damaligen Tschechoslowakei, Klement Gottwald, an den Präsidenten der damaligen DDR, Wilhelm Pieck, verschenkt wurde. In der dortigen Museumsbibliothek liegt das Fragment bis heute.<sup>10</sup> Aus derselben Handschrift ist vor etwas mehr als zehn Jahren in der Leipziger Universitätsbibliothek ein weiteres Fragment aufgetaucht, eine regelrechte Sensation im Fach, wobei die Möglichkeit, dass hier künftig noch mehr zu finden sein könnte, zumindest nicht ausgeschlossen ist.<sup>11</sup>

Man gewinnt insgesamt den Eindruck, dass im Bereich des Altsächsischen besonders viel verloren gegangen ist, sei es bereits im Mittelalter oder in der Neuzeit und vielleicht haben doch diejenigen Recht, die sagen, dass die Mediatisierung und Säkularisation der Klöster im Süden zu Beginn des 19. Jahrhunderts stellenweise am Ende mehr gerettet als dem Untergang anheimgegeben haben. Auf eine im Vergleich hohe Verlustquote lassen vereinzelte Spuren schließen, die immer wieder hinzufügen scheinen auf altsächsische Texte, zum Beispiel auf eine ‚Heliand‘-Handschrift im Besitz Martin Luthers.<sup>12</sup> Wir können als einen ersten Aspekt festhalten, dass altsächsische Literatur schon im Mittelalter ein besonderes Phänomen in einer lateinisch dominierten Schriftkultur darstellt und wir heute, aus einer modernen Forschungsperspektive, zum Teil aus äußeren Gründen, mit der Splitterhaftigkeit dieser Überliefe-

---

<sup>9</sup> Vgl. dazu im vorliegenden Band die Beiträge von Claudia Wich-Reif, Andreas Nievergelt, Christoph Hössel und Niels Bohnert. Einen Überblick ermöglicht der Datenbestand in BStK Online. Datenbank der althochdeutschen und altsächsischen Glossenhandschriften, <https://glossen.germ-ling.uni-bamberg.de/pages/1>, besucht am 09.09.2024.

<sup>10</sup> Taeger 2007.

<sup>11</sup> Siehe dazu Schmid 2006.

<sup>12</sup> Kössinger 2024.

rung zu kämpfen haben. Positiv gesagt: Jeder erhaltene volkssprachige Text aus dieser frühen Zeit ist ein echtes Glückskind.<sup>13</sup>

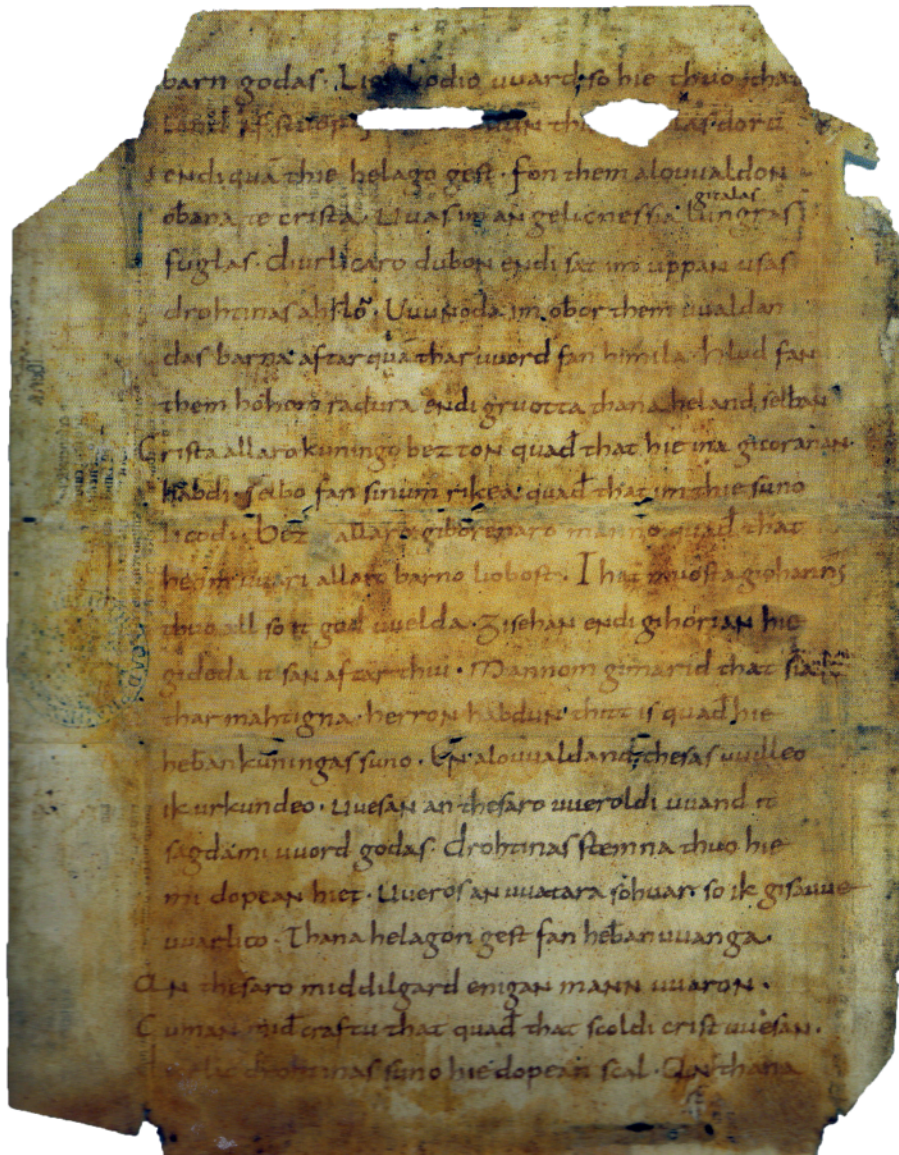


Abb. 8: Berlin, Deutsches Historisches Museum, Bibliothek, R 56/2537 (früher Prag, Nationalbibliothek, Fragn. germ. 40), Mitte 9. Jh.

13 Vgl. in diesem Sinne Karte 2 in Haubrichs <sup>2</sup>1995.



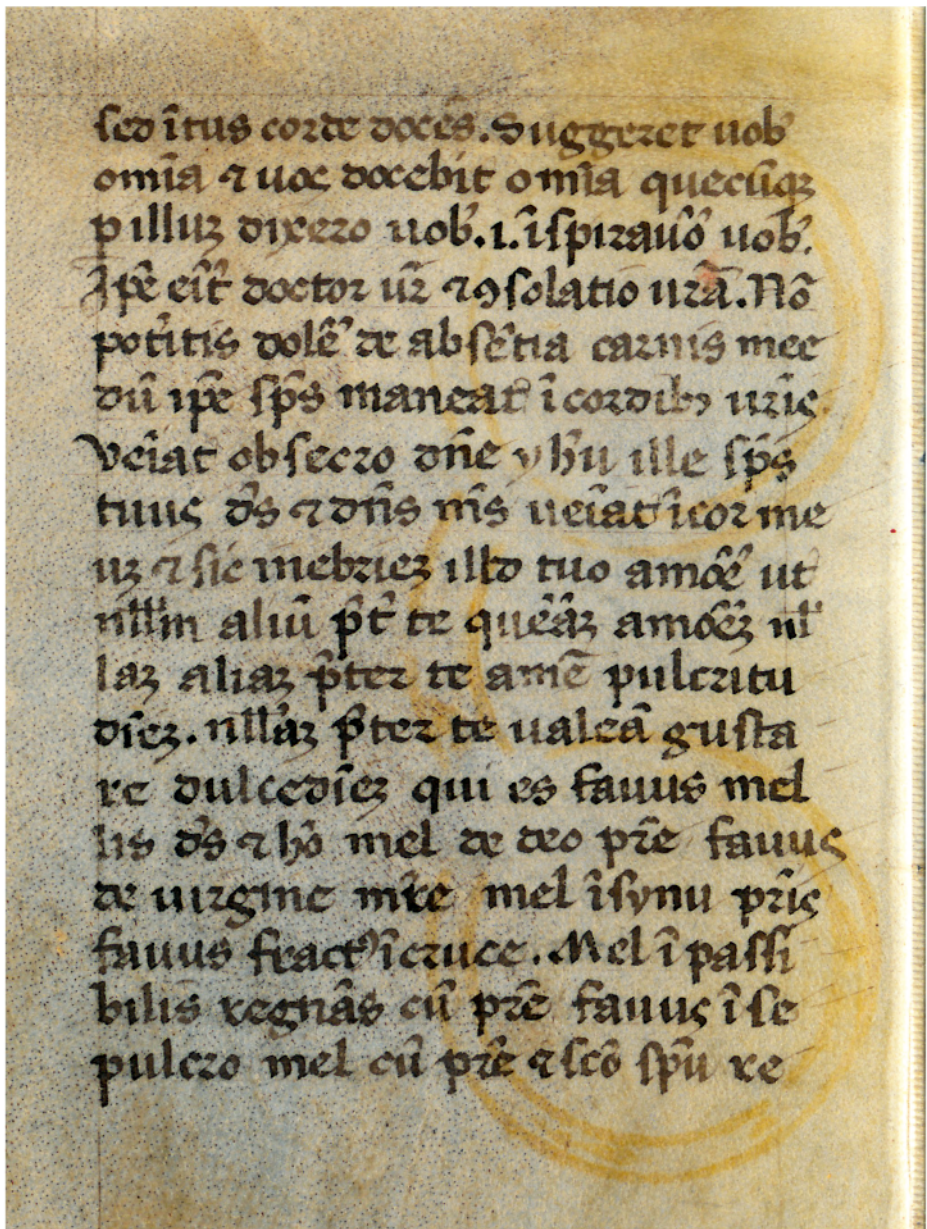


Abb. 9: Jena, Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek, Ms. G.B. o. 13, Bl. 73v, 14. Jh.

Setzen wir eine zweite Brille auf: Diese haben wir gefunden in Jena und zwar in der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek. Diese Handschrift stammt aus Italien und wurde im 14. Jahrhundert geschrieben, könnte also, wenn die Datierung auf den Anfang oder zumindest die erste Hälfte des Jahrhunderts zu präzisieren wäre, den ältesten Brillenabdruck überhaupt, noch vor den frühen bildlichen Darstellungen oder vor gegenständlicher Evidenz historisch erhaltener Brillen, darstellen. Der Codex, der übrigens zum Nachlass des Goethe-Enkels Wolfgang Maximilian gehörte, beinhaltet ausschließlich ein theologisches Traktat des Zisterzienserabtes Oglerius de Locedio, das ist Lucedio bei Trino in der Nähe von Vercelli im Piemont. Weil die Handschrift mit 14 mal 10 Zentimetern sogar etwas kleiner ist als die bekannten heutigen, meist gelben Reclam-Bändchen, soll sie für einen mediengeschichtlichen Blick auf die altsächsische Literatur stehen:<sup>14</sup>

Natürlich ist die altsächsische Literatur vorwiegend in mittelalterlichen Handschriften auf uns gekommen, aber nicht ausschließlich und zudem in medialen Typen, die sich deutlich voneinander unterscheiden lassen: Bei der handschriftlichen Tradierung können wir zum einen buchförmige Überlieferung von rollenförmiger Überlieferung trennen.

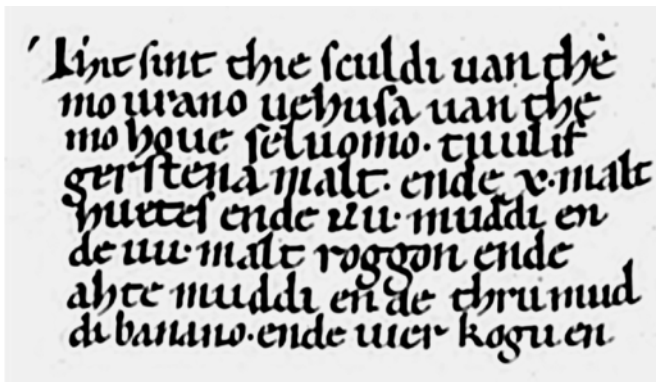


Abb. 10: Rotulus der ‚Freckenhorster Heberolle‘, Kupferstich-Faksimile in: Fischer 1804.

Mit dem Fragment der ‚Freckenhorster Heberolle‘, einem Verzeichnis von Abgaben dieses Frauenklosters und Stifts bei Warendorf im Bistum Münster, ist uns zumindest ein Text in Rollenform aus dem Altsächsischen überliefert, wobei der Rotulus selbst nicht erhalten geblieben ist, immerhin aber eine Nachbildung des Anfangs davon als Faksimile in Kupferstichform in einem Druck aus dem Jahr 1804 (Abb. 10). Rechnet man die Länge der Rolle auf der Grundlage der in Münster liegenden Parallelhand-

<sup>14</sup> Klein-Ilbeck / Ott 2009, S. 240.

schrift hoch, kommt man auf ca. 7 Meter, was nicht ungewöhnlich wäre.<sup>15</sup> Das Gros der altsächsischen Literatur ist jedoch in der ‚klassischen‘ Buchform überliefert, wobei sich hier näher differenzieren lässt zwischen Handschriften, die exklusiv aus volkssprachigen Texten bestehen und solchen, in denen altsächsische Texte im Ensemble mit lateinischen Texten vorkommen. Handschriften, die ausschließlich altsächsische Texte enthalten, gibt es im Grunde nur im Fall des einzigen altsächsischen Großtextes, nämlich im Fall der beiden ‚Heliand‘-Handschriften, der Münchener (Abb. 1), und der zweiten, jüngeren (Abb. 11), die in einem südenenglischen Skriptorium entstanden ist und heute in London aufbewahrt wird.

Häufiger kommt wie bereits gesagt die beigeordnete Überlieferung von Altsächsischem im Kontext lateinischsprachiger Codices vor: So ist etwa eine altsächsische Predigt zum Allerheiligenfest an das Ende einer Handschrift aus Werden, die heute in Düsseldorf aufbewahrt wird, eingetragen worden. Haupttext der Handschrift sind die lateinischen Predigten Gregors des Großen, die einen Schreiber dazu motiviert haben, im Anschluss an die volkssprachige Predigt, die zu den ältesten Beispielen dieses Texttyps überhaupt gehört, ein volkssprachliches Abgabenverzeichnis, die sogenannte ‚Essener Heberolle‘, anzufügen. Wir finden hier am Ende der Handschrift also zwei nachgetragene Texte, die sich durchaus gut in den Kontext des Codex insgesamt fügen und die mindestens über den gemeinsamen Nenner ‚feststehende Termine im Kirchenjahr‘ assoziativ miteinander verbunden sind, nämlich Abgaben, die zu einem bestimmten Zeitpunkt zu leisten sind und Predigten, die zu bestimmten liturgischen Anlässen zu halten sind.<sup>16</sup> Neben dem Fall, dass Handschriften in der Neuzeit verloren gingen, wir aber noch über Bildmaterial in Form von Faksimilia oder Photographien verfügen, die uns dann immerhin eine Vorstellung der Schrift und ursprünglichem Layout in der Handschrift geben können, gibt es auch den Fall, dass wir nur vermittelt durch den modernen Buchdruck Kenntnis von unseren alten Texten haben. So ist es beim sogenannten ‚Altsächsischen oder frühmittelniederdeutschen Glaubensbekenntnis‘. Die handschriftliche Vorlage, auf der der frühneuzeitliche Abdruck von 1652 beruht, ist unbekannt und aus den schmalen Angaben, die Boxhornius zur Handschrift macht, können wir lediglich den Schluss ziehen, dass es sich um eine der Pfälzer Handschriften aus der Heidelberger Bibliothek gehandelt haben wird, die im 17. Jahrhundert in den Vatikan verbracht worden waren.

<sup>15</sup> Genauere Angaben mit Edition in Kössinger 2020, S. 193–209.

<sup>16</sup> Abgebildet sind die Predigt und das Heberregister im Beitrag von Nina Nowakowski, Abb. 1–3. Ein vollständiges Digitalisat der Handschrift ist verfügbar über <https://handschriftencensus.de/7058>, besucht am 09.09.2024.



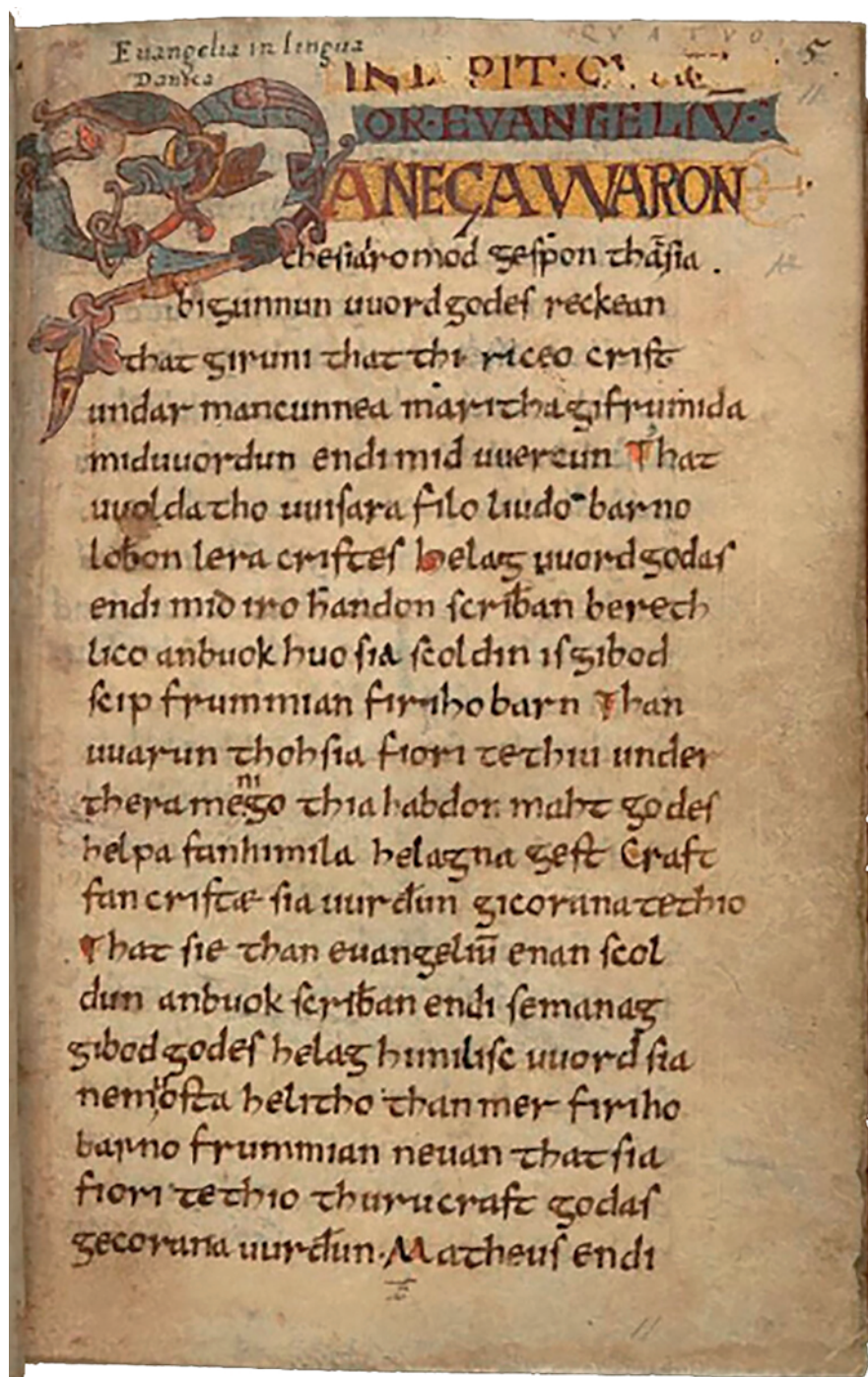


Abb. 11: London, British Libr., MS Cotton Calig. A. VII, Bl. 5r, 2. Hälfte 10. Jh.

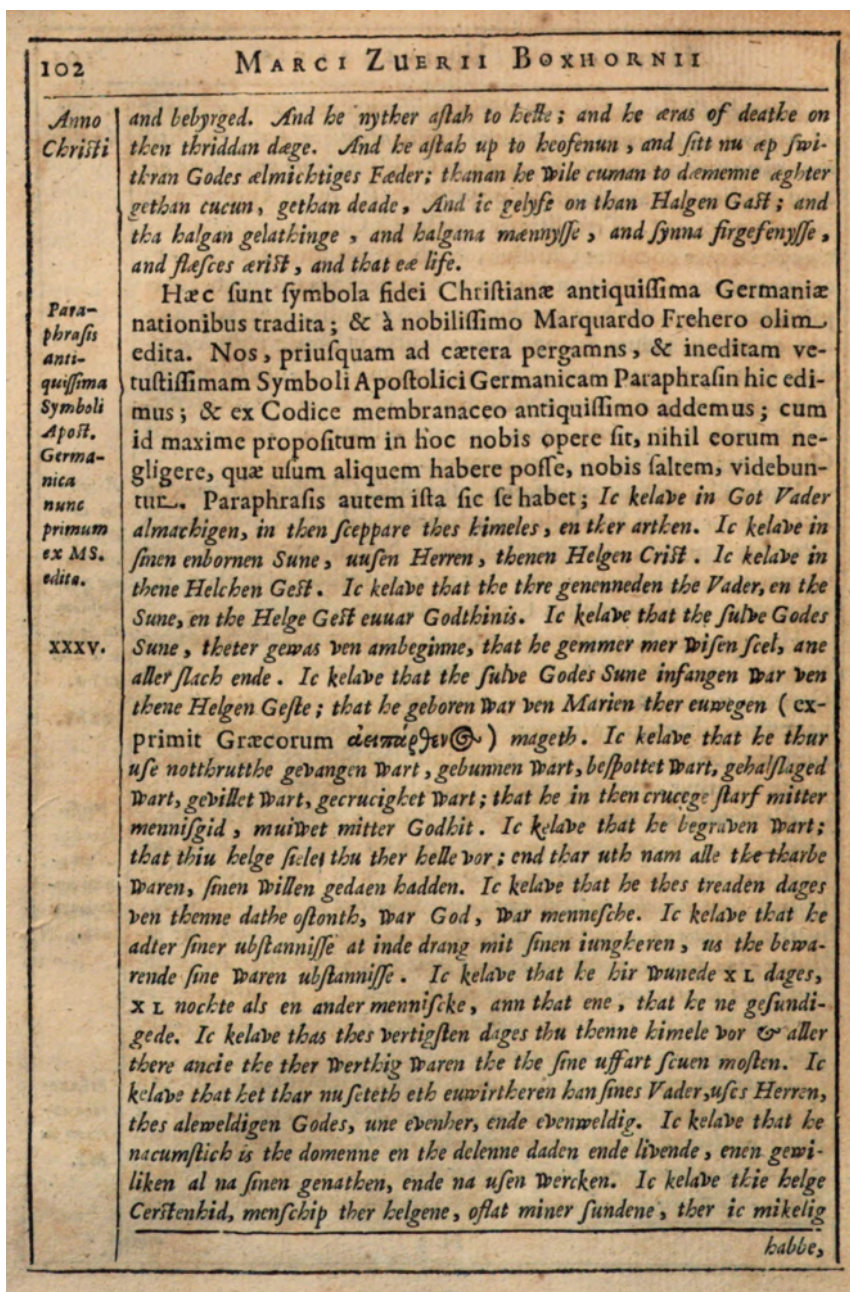


Abb. 12: „Altsächsisches/frühmittelniederdeutsches Glaubensbekenntnis“. In: Boxhornius 1652, S. 102f.



*habbe, en there nu gebot habbe, ende sin nuet surmetne habbe. Ic kelave that ic sundige mennische in theme sulven live, the ic hir nu seine, ster-  
ven seel, Wir ustanden seel, Gode rithe giden seel aller there thingke,  
that gege frumede godere gif uvelere. Ic kelave that ic then thar lan  
ensin seel al na thu thet ic fundin wertke e te minen iunckgesten tiden.  
Ic kelave in than enge life, that God sulve is.*

Anno  
Christi

Haecenus vetus ille Symboli Apostolici Paraphraestes; qui & descensus Christi ad inferos facit mentionem, & pro ingenio suo interpretatur. Ego autem ab iis, in quorum manus qualescunque hæc curæ nostræ venturæ sunt, petierim, ut hæc, & alibi ejusmodi alia, si quæ forte datura se nobis sunt, antiquitatis monumenta, legi hic benivoli patiantur; cum & alias peritura sint, & ex iis nonnihil fructus capere sit ac voluptatis. Et hi, quibus in istis tradendis prolixiores forte videbimur, breviora ea facere possunt non legendo.

C. CALIGULA, filius Germanici & Agrippinæ neptis Augusti, Tiberio succedit. Huic, volenti ut in Hierosolymitano templo imago sua dedicaretur, Iudæi, mori malentes, constanter resistere. Id interim, inter alia, occasionem etiam & ansam præbuit sequutæ deinde, & de qua suo loco dicemus, defectioni Iudæorum à Romanis.

xxx.  
viii.  
C. CALIGULA  
IMP.

TIBERIUS CLAUDIUS, filius Drusi, patruus Caligulæ, succedit. Hic non tam imperii, quam stoliditatis & insanix gessit principatum. Qua de re consulenda & Senecæ Apocolocyntosis, & de libelli ejus inscriptione magni Heinii Dissertatio.

xliv.  
T.  
CLAUDIUS  
IMP.

Petrum Apostolum Romam nunc venisse, & in Cathedra sacerdotali sedere cœpisse, sunt qui volunt. At tantum abest, ut id verum sit, ut ne quidem Historiam Actorum Apostolicorum obiter inspicienti verisimile id possit videri. In vinculis Hierosolymæ Petrus fuit, anno secundo Claudii. Interfuit Synodo Apostolorum, quæ Hierosolymæ, anno Christi quadragesimo & nono, celebrata dicitur. Quomodo igitur quadragesimo & quarto sedere Romæ cœpisse dicitur?

xliv.  
Petrus  
Romæ  
nunc se-  
dere non  
cœpit.

Synodus Apostolorum Hierosolymæ habita, decretumque in ea est, leges Cereemoniales in Novo Testamento esse abrogatas; & omnes credentes per gratiam Iesu Christi salvos fieri. Hæc prima & Apostolica Synodus est in Ecclesia Christiana.

xliv.  
Prima  
Synodus  
Apostolica  
Hierosolymitana.

Qui

Schließlich ist als medialer Sonderfall zu nennen ein Fundstück, dessen Kenntnis ich allererst meinem Doktorvater, Begleiter und Freund seit einem Vierteljahrhundert, Ernst Hellgardt, verdanke. Es ist der kürzeste, gleichzeitig am häufigsten und geographisch am weitesten verbreitete Text in altsächsischer Sprache überhaupt. Es handelt sich dabei um Münznachprägungen der älteren Otto-Adelheid-Pfennige durch einen der Magdeburger Erzbischöfe um die Mitte des 11. Jahrhunderts herum, die aus Gittelde am Harz im Kreis Gandersheim stammen. Auf diesen Münzen findet sich nun eine Umschrift, die in zahllosen, mehreren hundert Exemplaren im niederdeutschen, skandinavischen und russischen Bereich gefunden wurde. Auf der Vorderseite sieht man das Brustbild mit Krummstab und der Umschrift *HIR STEID TE BISCOP*, auf der Rückseite werden die Münzstätte *IELITHIS* und der Münzwert *PENNING* angegeben.<sup>17</sup>



**Abb. 13:** Gittelder Pfennige verschiedener Prägedaten (Mitte 11. Jh.) mit der ‚Altsächsischen Münzumschrift‘.

Aus diesem mediengeschichtlichen Blick auf die altsächsische Textüberlieferung können wir als einen zentralen Aspekt festhalten, dass die erhaltenen Zeugnisse zwar Glückskinder sind, die wir aber keinesfalls als pure Zufallsfunde oder insgesamt als ephemere abtun sollten. Bei jedem der erhaltenen Texte gibt es gute Gründe, warum er sich genau an der Stelle wiederfinden ließ, und sei es, um als Einbandblatt für ein anderes Buch zu dienen – auch als Makulatur, also als Recyclingmaterial zu dienen, ist eine wichtige Funktion mittelalterlicher Handschriften.

<sup>17</sup> Vgl. Hellgardt 2022, S. 7 f.



**Abb. 14:** Köln, Stadtarchiv, GB 8°195, Bl. 188v, 1493.

Der dritten Brille begegnen wir einer in Handschrift, die im Stadtarchiv Köln liegt, und auf die wir nach dem Einsturz des Archivs momentan nur in dieser Form als schwarz-weiß Mikrofilm zurückgreifen können. Der Brillenabklatsch findet sich auf den letzten, freigebliebenen Seiten. Die Handschrift ist genau datierbar auf das Jahr 1493, lokalisierbar nach Köln, und enthält vor allem geistliche Texte in lateinischer Sprache, was sehr schön zu den Textsorten passt, die uns im Bereich der altsächsischen Literatur begegnen und uns zum Teil bereits begegnet sind. Es sind dies in der Tat vor allem Texte und Texttypen, die ihren Sitz im Leben im weitesten Sinn im monastisch-klösterlichen Umfeld haben und die zuerst zur pastoralen Gebrauchsliteratur gehören, wie das volkssprachige Glaubensbekenntnis, die volkssprachige Predigt, ein volkssprachiges Beichtformular oder ein Taufgelöbnis, das ich etwas näher vorstellen möchte, nicht zuletzt, weil dieses Beispiel zu den ältesten deutschsprachigen Texten überhaupt – das Althochdeutsche eingeschlossen – zählen darf. Das Taufgelöbnis ist überliefert in einer kirchenrechtlichen Sammelhandschrift, die wohl kurz vor 800 im Mainzer Domstift angefertigt wurde, wobei der deutschsprachige Text vom gleichen Schreiber innerhalb einer Sammlung von lateinischen Kirchenrechtstexten eingetragen wurde. Man sieht, dass der Text unten auf der Rückseite von Blatt 6 beginnt und nach drei Zeilen auf der Vorderseite von Blatt 7 endet.







Das Gelöbniß bietet in klarer Untergliederung einen Abschwörungsteil und einen Bekenntnisteil – jeweils wiederum untergliedert in drei Fragen, die vom Priester, mit *forsahistu* bzw. *geloubistu* eingeleitet, gestellt werden und die der Täufling beantworten soll, wie mit dem in lateinischer Sprache dazwischengeschalteten *et respondet* vorgegeben.<sup>18</sup> *Forsachistu diabolae?* ‚Schwörst Du dem Teufel ab?‘ *ec forsacho diabolae!* ‚Ich schwöre dem Teufel ab!‘ *end allum diobolgeldae?* ‚Und schwörst Du allem Teufels-geld ab?‘ *end ec forsacho allum diobolgeldae!* ‚Und ich schwöre allem Teufels-geld ab!‘ *end allum dioboles uuercum?* ‚Und schwörst Du allem Teufelswerk ab?‘ *end ec forsacho allum dioboles uuercum and uuordum thunaer ende uuoden ende saxnote ende allum them unholdum the hira genotas sint!* ‚Und ich schwöre allen Teufelswerken und Worten, Thonar und Wotan und Saxnot und allen Unholden, die ihre Genossen sind, ab!‘

Nur hier, bei dieser letzten Frage geht der Täufling über die bloße Wiederholung der Phrase hinaus, wie sie im Taufordo vorgegeben ist, es werden Figuren genannt, Götter des alten heidnischen Glaubens, die ihm aus seiner Welt vertraut sind: Donar, Wotan und Saxnot. Es folgt darauf der Teil, in dem der Täufling aktiv seinen Glauben bekennt, die *Professio fidei*: *gelobistu in got alamehtigan fadaer?* *ec gelobo in got alamehtigan fadaer!* *gelobistu in crist godes suno?* *ec gelobo in crist gotes suno!* *Gelobistu in halogon gast?* *ec gelobo in halogon gast!* Die Trias Gottvater, Gottsohn und Heiliger Geist werden in der vertrauten Reihenfolge in der Volkssprache hintereinandergestellt, eine Reihenfolge, die so eingängig ist, dass man fast übersehen könnte, was erst auf den zweiten Blick auffällt, dass nämlich die Übersetzung dessen, was auf lateinisch *spiritus sanctus* heißt und in unserem Text mit *halog gast* wiedergegeben wird, keineswegs selbstverständlich ist. Denn eine wörtliche Übersetzung des lateinischen *spiritus sanctus* würde, wie es zum Beispiel in dem parallel überlieferten fränkischen Taufgelöbniß der Fall ist, geweihter Atem – *wih atum* lauten. Unser sächsischer Übersetzer verfügte also offensichtlich über ein hohes Abstraktionsvermögen, über das man bei der Schlichtheit des Textes fast hinweglesen könnte.<sup>19</sup>

Zu einer inhaltsbezogenen Typologie der altsächsischen Literatur gehören aber nicht nur Texte aus einem klaren pastoralen Verwendungszusammenhang wie hier, sondern auch Fälle, die eher im Bereich der Klosterschule anzusiedeln sind, wie zum Beispiel eine Interlinearversion des Psalters aus Paderborn, die nur in wenigen Bruchstücken überliefert ist und von denen hier die einzige lesbare Seite abgebildet ist (Abb. 16).

<sup>18</sup> Der altsächsische Text folgt der Handschrift. Eine Edition findet sich z. B. in Wadstein 1899, S. 3 f. Die nhd. Paraphrase stammt von mir.

<sup>19</sup> Vgl. Haubrichs <sup>2</sup>1995, S. 218.



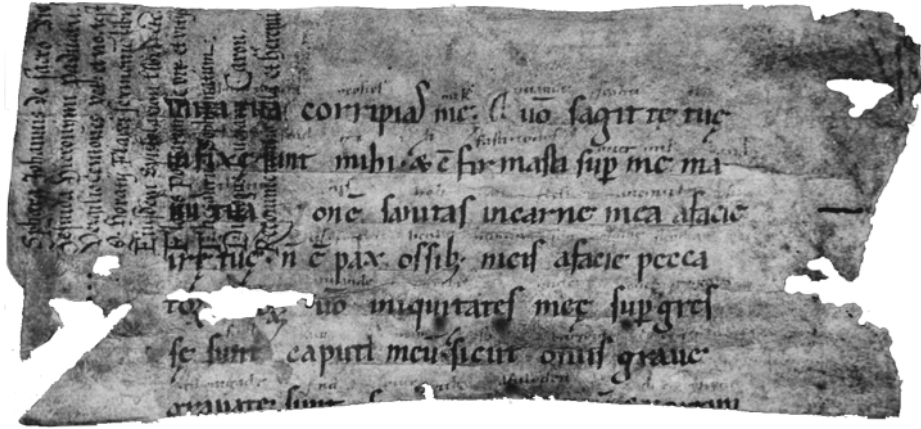


Abb. 16: ‚Paderborner Psalmen‘ – Paderborn, Erzbischöfl. Bibl., Fra 6 [verschollen], Ende 10. Jh.

Hier wurden nach einer Wort für Wort-Methode die altsächsischen Entsprechungen zum lateinischen Text des Psalters zwischen die Zeilen geschrieben. Bereits kennengelernt haben wir als einen weiteren Texttyp den Bereich der klösterlichen Verwaltung, wo in der Volkssprache Abgaben in Listen zusammengeführt und dokumentiert werden (Abb. 10). In ein breites Kontaktfeld von Klerikern auf der einen Seite und Laien auf der anderen Seite treten wir schließlich bei Texten, die mündlichen Traditionen nahestehen oder die zumindest eine Vermittlungsfunktion zwischen diesen beiden Welten besitzen. Wir sind bereits dem großen Bibeleos, dem ‚Heliand‘, begegnet (Abb. 1 und Abb. 11) und haben festgehalten, dass er sich mit dem Stabreimvers einer dezidiert mündlichen Tradition bedient, die wir auch aus der Heldendichtung, etwa dem ‚Hildebrandslied‘ kennen. In dieses Feld der kulturellen Überschneidungen gehören auch Segen und Beschwörungsformeln, die gleich im Blick durch unsere nächste Brille vorzustellen seien. Als zentralen Aspekt können wir festhalten, dass typologisch solche Texte die altsächsische Literatur dominieren, die an die schriftproduzierenden und schriftbewahrenden Institutionen gebunden sind, also in erster Linie die Benediktinerklöster. Es fließen aber weitere Traditionen aus der Welt der Laien, die nicht über Schrift verfügen, ein.

Damit kommen wir zur vierten Brille, die ich aufsetzen möchte. Sie findet sich auf den ersten Seiten einer Ulmer Handschrift, die einen Pilgerreiseführer ins Heilige Land enthält und – zufälligerweise wie Brille Nummer 3 (Abb. 14) – genau auf das Jahr 1493 datiert werden kann.<sup>20</sup> Weil ich die Brille, vor allem den Bügel, besonders ausgeprägt finde, soll sie für einen literarischen, ja vielleicht sogar literarästhetischen Blick auf die altsächsische Literatur stehen. – Wenn wir an mittelalterliche Handschriften

<sup>20</sup> Vgl. <https://handschriftencensus.de/21882>, besucht am 09.09.2024 sowie speziell zum Brillenabdruck Roth 2016.

Die closter frowen groÿen lust-  
 vnd wol gefallen. wenn ir glich  
 doch mit funden wirt in der gantz-  
 en cristenhait. von lust vnd klar-  
 hait lengi vnd höchi. Man findt  
 vil kirchen die fast köstlicher send  
 vnd me zierd haben. denn die. aber  
 kein hübschri hab ich nie gesehen  
 Da by so weiß ich für war das  
 in der gantzen cristenhait kein  
 kirch ist. vnd kein pfarz in der so  
 vil bruchß der hailigen sacramet  
 ist als in der so wirt auch kein  
 pfarz funden. in die so vil person-  
 en vnd lüten gehören als in die  
 pfarz Darumb haben die bilgrin  
 ain groÿ wol gefallen in der kirche  
 Vnd singen da. **respons. ympß.**  
 vnd die antiffen. **Salve regina**  
 von vnser frowen. Als der pfarz  
 kirchen gant sy vff den kirch hoff  
 in sant **Valentins** capell in der  
 auch Tablas ist Von sant Valentin  
 capell gant sy vber das getter. da  
 stät ain alti kirch sant **Jörgen.**  
 in die gant sy auch. vnd nement



denken, dann verbinden wir das gedanklich meistens mit Prachthandschriften, die nicht nur besonders aufwendig geschrieben wurden, sondern auch mit schönen Bildern ausgestattet sind. Solche Schmuckelemente, überhaupt ikonologische Elemente fehlen nicht nur im Bereich des Altsächsischen, sie fehlen mit ganz punktuell bleibenden Ausnahmen für die deutschsprachige Literatur bis zum 12. Jahrhundert insgesamt. Ein besonders intrikater und gleichzeitig faszinierender Fall ist für das Altsächsische wieder nur vermittelt erschließbar: Die ‚Altsächsische Genesis‘, eine poetische Bearbeitung des entsprechenden Buches des Alten Testaments, die nur in einigen Exzerpten direkt auf uns gekommen ist, könnte auf eine Vorlage zurückgehen, die ursprünglich bebildert war, wie es bei der entsprechenden späteren Umsetzung des altsächsischen Textes ins Altenglische der Fall ist.<sup>21</sup>

Ein kleines Beispiel, das nun vor allem die besondere und bereits angesprochene Form der Texte zum Sprechen bringen soll, möge für den Blick auf das Literarische der altsächsischen Texte genügen. Es geht um einen altsächsischen Pferdesegen, genauer eine Beschwörung gegen Windrähre, altsächsisch *spurihelti*, also die Lahmheit beim Spuren, eine Art Rheuma bei Pferden. Der Text ist mit weiteren lateinischen und volkssprachigen Beschwörungen am Schluss einer heute in Wien liegenden Handschrift überliefert, die vor allem Beschlüsse von Konzilien und ein Martyrologium, das ist ein Verzeichnis von Märtyrern, enthält. Der Text lautet in der Originalsprache:<sup>22</sup>

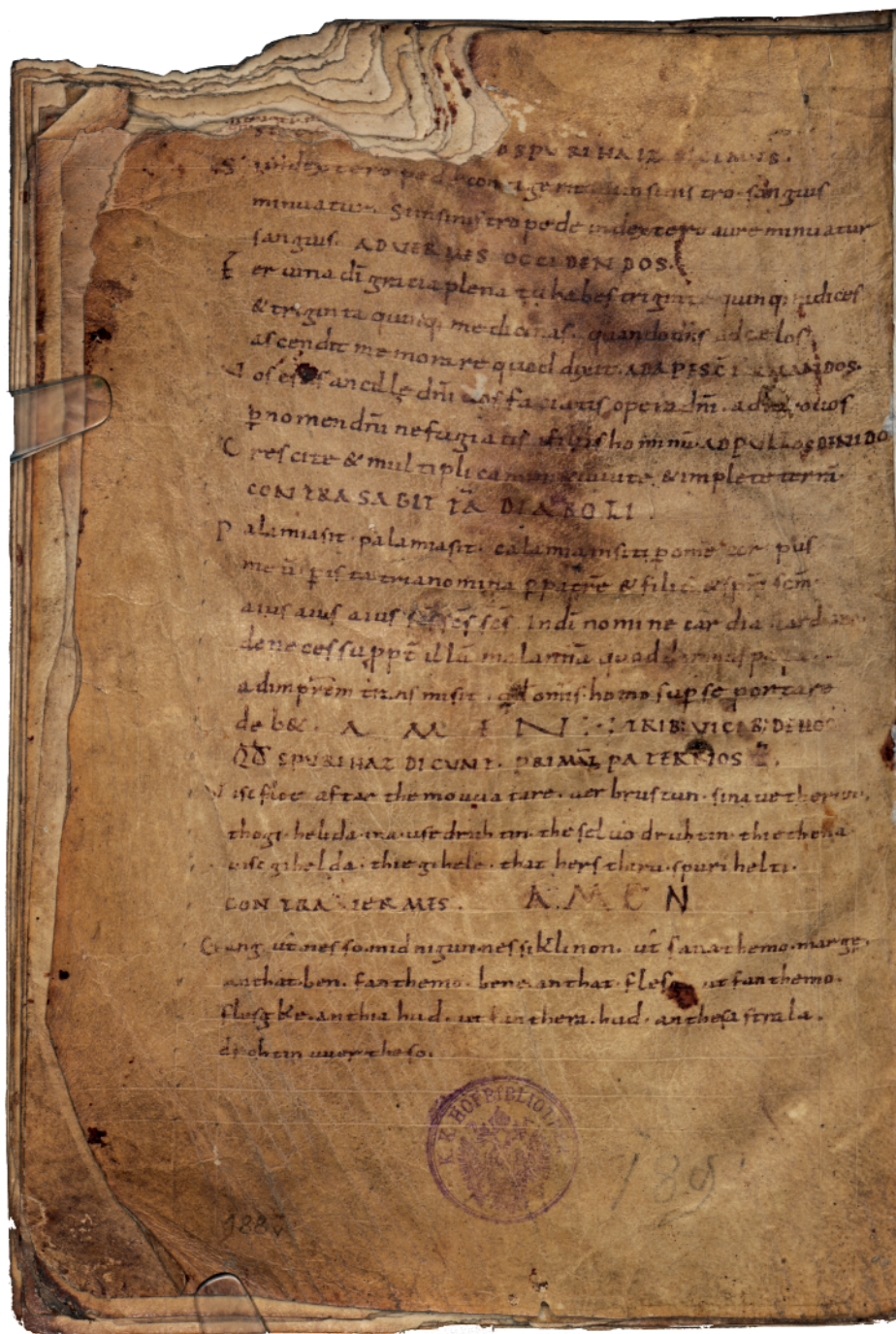
*Visc flot aftar demo uuatare.  
uerbrustun. sina uetherun.  
tho gihelida. ina. use druhtin.  
the seluo druhtin. thie thena uisc gihelda.  
thie gihele. that hers theru. spurihelti.  
AMEN.*

(„Ein Fisch schwamm im Wasser, er verstauchte sich seine Flossen: Da heilte ihn unser Herrgott. Derselbe Herr, der den Fisch heilte, der heile das Ross von der ‚Spurihelti‘. Amen.“)

Das Beispiel zeigt einen klaren inhaltlichen Aufbau und besteht wie die meisten Beschwörungen dieser Art aus zwei Teilen, einer kleinen Geschichte aus der Vergangenheit, die dann als Hilfe der Wiederherstellung der Ordnung, hier der im zweiten Teil des Spruches beschworenen Gesundheit des Pferdes dienen soll. Also: So wie Christus damals den Fisch geheilt hat, soll er nun das Pferd heilen. Abgesehen von der rätselhaften Frage, wann und wo Jesus jemals einen Fisch geheilt hat – wenn er Fische nicht vermehrt und dann verspeist haben soll – sticht die Form des kleinen Textes ins Auge: Es handelt sich um Prosa, in die aber immer wieder Gleichklänge am Wortanfang, also stabreimende Elemente eingebaut sind: *Visc flot aftar demo uuatare, uerbrustun sina uetherun*. Dies sind typische Elemente für eine mündliche Tradition des Erzählens

<sup>21</sup> Vgl. hierzu im vorliegenden Band die Beiträge von Chiara Staiti und Akihiro Hamano.

<sup>22</sup> Der Text ist nach Wadstein 1899, S. 19 wiedergegeben. Die nhd. Übersetzung stammt von mir.



**Abb. 18:** Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 751, Bl. 188v, Ende 9. / Anfang 10. Jahrhundert.

und Dichtens, die hier keine Hochzeit mit einem biblischen Erzählgegenstand im engeren Sinne eingeht, aber dennoch: Ein Pferd, das für eine agrarische Kultur einen hohen Wert besitzt, soll mit den poetischen Mitteln dieser Laienkultur unter Rückgriff auf christliches Gedankengut geheilt werden. Formale Ästhetik aus einer Tradition und christlicher Inhalt aus einer anderen, hier sicher nur noch keimhaft zu erkennen, verschmelzen miteinander. Natürlich gibt es dafür mit dem ‚Hildebrandslied‘, dem großen ‚Heliand‘ oder der ‚Genesis‘-Dichtung noch weitere Beispiele, die sich einer solchen mündlichen Tradition bedienen und sie poetisch produktiv machen.

Kehren wir abschließend noch einmal zu Schmeller und seiner Brille in der Münchner ‚Heliand‘-Handschrift zurück, unserer ersten und letzten Brille (Abb. 1), auf die ich eingehen möchte. Zugegeben: Manche Geschichten sind eigentlich zu schön um wahr zu sein, so vielleicht auch die von Schmellers Brille. Es könnte sich natürlich auch bereits um einen neuzeitlichen Benutzer der Handschrift vor Schmeller gehandelt haben, der die Brille im Codex vergessen hat. Wenn Schmeller müde gewesen sein sollte, hat es sich hier nicht in seiner Arbeit niedergeschlagen. Ich habe auf den Seiten, zwischen die die Brille gelegt ist, jedenfalls keine Versehen oder Fehler in der Edition finden können. Indes gibt es doch einen sehr sympathischen Erklärungsversuch, der wiederum für Schmeller und dessen professorale Zerstreutheit spräche. Aus der Tatsache, dass Schmeller auf allen Porträts und bildlichen Darstellungen, die es von ihm gibt, ohne Brille dargestellt ist, kann man natürlich nur den einzig konsequenten Schluss ziehen, dass er es war, der die Brille in der Handschrift zurückgelassen und vergessen hat. Eine sehr logische Erklärung, die zudem dadurch gestützt wird, dass Schmeller in seinem Tagebuch vermerkt, dass er sich an der Erarbeitung des ‚Heliand‘-Glossars Zitat „blind gearbeitet“<sup>23</sup> habe – kein Wunder, ohne Brille.

Wie dem auch sei: Schmellers Brille steht für uns für eine wissenschaftsgeschichtliche Perspektive, für eine Auseinandersetzung mit der Geschichte des eigenen Faches, mit seinen historisch gewachsenen Methoden und Verfahrensweisen, nicht zuletzt mit der vielleicht banalen Erinnerung daran, dass wir gar nicht anders können, als Texte und unsere Welt immer durch eine bestimmte, zeitlich und kulturell gebundene ‚Brille‘ zu sehen – und so lange wir das reflektieren und mitbedenken, ist es auch kein Problem. Mit Schmellers Edition lag 1830/1840 der umfangreichste und wichtigste altsächsische Text in einer mustergültigen, ja teils brillanten und bis heute benutzbaren Ausgabe vor. Man hätte ihm einzig den Rat geben können, dem bereits ein frühneuzeitlicher Leser einer gedruckten Ausgabe von Johann Arndts ‚Sechs Büchern vom wahren Christentum‘ gefolgt ist, nämlich seine Brille sach- und fachgerecht in den Buchdeckel der Handschrift einzubauen und zu befestigen.

---

23 Schmeller / Ruf 1956, S. 99.

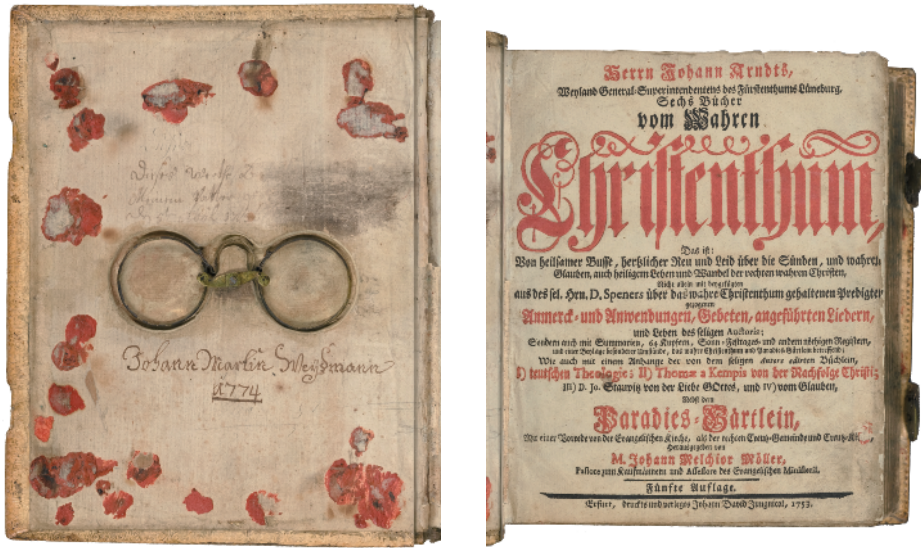


Abb. 19: Johann Arndt, Sechs Bücher vom wahren Christentum, Erfurt 1753. Jena, Deutsches Optisches Museum, Inv. Nr. 8736100048917.

Auch wenn ich befürchte, mit meinem Vortrag fast mehr Lust auf historische Brillenforschung denn auf die altsächsische Literatur gemacht zu haben, möchte ich, um zu einem Ende zu kommen, in aller Kürze resümieren, was wir bei diesem kaleidoskopartigen Blick auf die altsächsische Literatur eigentlich gesehen haben. Ich orientiere mich an den fünf gezeigten Brillen und versuche im Hinblick auf künftige Forschungsmöglichkeiten zu perspektivieren: Wir stehen mit der altsächsischen Literatur, wie wir sie kennengelernt haben, am Beginn der Textüberlieferung in deutscher Sprache überhaupt, wobei der Kontrast zwischen *literati* und *illiterati*, zwischen der Welt der gelehrten Kleriker und der der Laien, mittelhochdeutsch gesprochen der *pfaffen unde leien*, noch etwas schärfer gesetzt zu sein scheint als im Bereich des Althochdeutschen. Im Unterschied zum Althochdeutschen fassen wir den Begriff Altsächsisch weiter, hinauf bis zur Zeit um 1200, der Begriff ‚frühmittelniederdeutsch‘ hat sich analog zum frühmittelhochdeutschen noch nicht in der Forschung etabliert, was an den nicht ganz klaren Übergängen und sicher auch an recht der schmalen Textbasis liegt, die einer solchen Abgrenzung zugrunde liegen müsste. Mediengeschichtlich liegt der Reiz der Texte in der Heterogenität, mit der sie auf uns gekommen sind und nicht zuletzt der Frage nach modernen editorischen Möglichkeiten des Umgangs mit dem Textcorpus. Der letzte, der die kleineren altsächsischen Texte als Ensemble ediert hat, war Elis Wadstein in der Edition von 1899. Hier ist sicher und gerade mit digitalen Methoden Neues zu leisten, um die einzelnen Texte erneut in größere und vielleicht alternative, innovative Zusammenhänge stellen zu können, die den fremden Welten, denen wir begegnet sind, gerecht werden können. Oder um es mit Walter Benjamin zu sagen: „Die Sterne stehen Lichtjahre auseinander, aus unserer Perspektive ergeben sie



aber doch eine sinnfällige Konstellation.<sup>24</sup> Für die Sterne wird eine Brille nicht immer ausreichen, wie auch für die Entdeckung neuer philologischer und literaturwissenschaftlicher Konstellationen immer mehrere Brillen hilfreich sein können.

## Literaturverzeichnis

### Quellen und Editionen

- Boxhornius, Marcus Zuerius 1652: *Historia universalis*, Lugduni Batavorum, S. 102 f.
- Fischer, Gotthelf 1804: *Zinsbuch in niederdeutscher Sprache in Herrn Kindlingers Sammlung*. In: *Beschreibung typographischer Seltenheiten und merkwürdiger Handschriften nebst Beyträgen zur Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst. Fünfte Lieferung*. Nürnberg, S. 156–168.
- Grimm, Wilhelm (Hrsg.) 1840: *Conrads von Würzburg Goldene Schmiede*. Berlin.
- Hellgardt, Ernst (Hrsg.) 2022: *Vom St. Galler Abrogans zum Erfurter Judeneid: Frühe deutsche Prosa von ca. 800 bis ca. 1200. Texte, Übersetzungen, Einführungen und Erläuterungen. Bd. 1: Literarisierung der Volkssprache: Die Anfänge und Fortschritte theoretischen und pragmatischen Wissens*. Berlin / Boston.
- Schmeller, Johann Andreas (Hrsg.) 1830: *Heliand. Poema Saxonicum. Seculi Noni. Accurate expressum ad exemplar Monacense insertis e Cottoniano Londinensi supplementis nec non adjecta lectionum varietate nun primum edidit J. Andreas Schmeller*. Monachii, Stuttgartiae et Tubingae.
- Schmeller, Johann Andreas (Hrsg.) 1840: *Glossarium Saxonicum e Poemate Heliand inscripto et minoribus quibusdam praeae linguae monumentis collectum, cum Vocabulario latino-saxonico et Synopsi Grammatica*. Monachii, Stuttgartiae et Tubingae.
- Schmeller, Johann Andreas / Ruf, Paul (Hrsg.) 1956: *Tagebücher 1826–1852*. München (Schriften zur bayerischen Landesgeschichte 48).
- Taeger, Burkhard (Hrsg.) 1985: *Der Heliand. Ausgewählte Abbildungen zur Überlieferung. Mit einem Beitrag zur Fundgeschichte des Straubinger Fragments von Alfons Huber*. Göppingen (Litterae 103).
- Taeger, Burkhard 2007: *Faksimile und Kommentar zum Berliner Heliand-Fragment (Fragm. P) um oder nach 850, beidseitig beschriebenes Pergamentblatt Verse 958b–1006a, Bibliothek des Deutschen Historischen Museums, Berlin, Sign. R 56/2537*. Berlin.
- Wadstein, Elis (Hrsg.) 1899: *Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler. Mit Anmerkungen und Glossar*. Norden / Leipzig (Niederdeutsche Denkmäler VI).

### Forschungsliteratur

- Bergdolt, Klaus 1994: Die Erfindung und Verbreitung der Brille im Spätmittelalter. In: *Medizinhistorisches Journal* 29, S. 111–120.
- BStK Online. Datenbank der althochdeutschen und altsächsischen Glossenhandschriften, <https://glossen.germ-ling.uni-bamberg.de/pages/1>, besucht am 09.09.2024.
- Eis, Gerhard 1962: Vom Lesestein und der spätmittelalterlichen Literatur. In: Eis, Gerhard: *Vom Werden altdeutscher Dichtung. Literarhistorische Proportionen*. Berlin, S. 39–57.

---

24 Zitiert nach Huber 2012, S. 332.

- Frugoni, Chiara 2003: *Das Mittelalter auf der Nase. Brillen, Bücher, Bankgeschäfte und andere Erfindungen des Mittelalters. Aus dem Italienischen von Verena Listl.* München.
- Haubrichs, Wolfgang <sup>2</sup>1995: *Von den Anfängen bis zum hohen Mittelalter. Die Anfänge. Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (ca. 700–1050/60).* Tübingen (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit. Hrsg. v. Joachim Heinze, Bd. 1/1).
- Huber, Martin 2012: Literaturgeschichtsschreibung revisited. Neue Modelle und alte Fragen. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 59, S. 321–332.
- Klein, Thomas 2000: Ergebnisse der Sprachgeschichtsforschung zu den historischen Sprachstufen II. Das Altniederdeutsche (Altsächsische). 79. Soziokulturelle Voraussetzungen und Sprachraum des Altniederdeutschen. In: Besch, Werner et al. (Hrsg.): *Sprachgeschichte*. 2. Halbbd. Berlin / New York, S. 1245.
- Klein-Ilbeck, Bettina / Ott, Joachim, unter Mitarbeit von Gerhardt Powitz und Bernhard Tönnies 2009: *Die Handschriften der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena. Bd. 2. Die mittelalterlichen lateinischen Handschriften der Signaturreihen außerhalb der Electoralis-Gruppe.* Wiesbaden.
- Kluge / Elmar Seebold <sup>23</sup>1999: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.* Berlin / New York.
- Kössinger, Norbert 2020: *Schriftrollen. Untersuchungen zu deutschsprachigen und mittelniederländischen Rotuli.* Wiesbaden (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 148).
- Kössinger, Norbert 2024: ... *et diligenter legit.* Luther und das Altsächsische? In: Gauter, Alicia / Roth, Kersten Sven / Sadel, Christian (Hrsg.): *Die andere Sprache. Niederdeutsch in Forschung und Sprachpflege. FS für Ursula Föllner und Saskia Luther.* Halle a. d. S., S. 78–90.
- Meves, Uwe 2003: Schmeller, Johann Andreas. In: König, Christoph (Hrsg.): *Internationales Germanistenlexikon. Bd. 3. R–Z,* Berlin / New York, S. 1612–1615.
- Moser, Marianne 2021: Scheren-, Schläfen-, Ohrenbrille oder doch ein „Nasenquetscher?“. Wie die Sehhilfe eines Paderborner Juristen zum archäologischen Fund wurde. In: Kroker, Martin / Spiong, Sven (Hrsg.): *Klöster, Kurien und Kaufmannshäuser. 25 Jahre Stadtarchäologie Paderborn.* München (MittelalterStudien 32), S. 325–330.
- Roth, Hans-Walter 2016: Brillenabdruck in einer alten Handschrift. In: *Der Augenspiegel. Zeitschrift für Klinik und Praxis*, S. 54.
- Sabin, Stefana 2019: *AugenBlicke. Eine Kulturgeschichte der Brille.* Göttingen.
- Schmid, Hans Ulrich 2006: Ein neues ‚Heliand‘-Fragment aus der Universitätsbibliothek Leipzig. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 135, S. 309–323.